

ELIZABETH MASSIE
NACH DEM DREHBUCH VON
SIMON MIRREN & DAVID WOLSTENCROFT

VERSAILLES



DER TRAUM VON MACHT

INHALT

Cover

Über die Autoren

Titel

Impressum

VORWORT

1: FRÜHJAHR 1667

2: FRÜHLING/SOMMER 1667

3: SOMMER 1667

4: SPÄTSOMMER 1667 – ANFANG 1668

5: ANFANG 1668

6: HERBST 1670

7: HERBST 1670

8: HERBST 1670 – WINTER 1670

9: WINTER 1670

10: WINTER 1670

ÜBER DIE AUTOREN

David Wolstencroft ist ein britischer Schriftsteller und Drehbuchautor, der für seine von der BBC verfilmte Agentenserie SPOOKS bekannt wurde. Sein Roman DIE SPEZIALISTEN ist 2006 auf Deutsch erschienen.

Simon Mirren ist ein britischer Fernseh-Drehbuchautor und Produzent, der unter anderem die Serie WITHOUT A TRACE - SPURLOS VERSCHWUNDEN schrieb und produzierte, bis er 2005 der Serie CRIMINAL MINDS als Produzent und Autor beitrug.

Die amerikanische Autorin *Elizabeth Massie* hat bereits zahlreiche historische Romane und auch die Romanfassung der Serie DIE TUDORS geschrieben.

Elizabeth Massie

VERSAILLES

DER TRAUM VON MACHT

Historischer Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Cécile Lecaux



beHEARTBEAT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Copyright © 2015 by Michel Lafon Publishing
Titel der französischen Ausgabe: »Versailles. Le Rêve d'un Roi«

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Dorothee Cabras
Lektorat/Projektmanagement: Rebecca Schaarschmidt
Titelfoto: Nicolas Valois
Umschlaggestaltung: Agence de communication: BETC
eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-3163-9

www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

Entwickelt von Simon Mirren & David Wolstencroft
Drehbuchautoren: Simon Mirren & David Wolstencroft,
André Jacquemetton & Maria Jacquemetton, Sasha Hails, Andrew Bampffield
Regie: Jalil Lespert, Christoph Schrewe, Thomas Vincent, Daniel Roby
Cast: George Blagden, Alexander Vlahos, Tygh Runyan, Stuart Bowman,
Amira Casar, Noémie Schmidt, Anna Brewster, Sarah Winter, Evan Williams,
Anatole Taubman, Steve Cumyn, Lizzie Brocheré, Elisa Lasowski, Dominique
Blanc

Executive Producers: Claude Chelli, Jean Bureau, Anne Thomopoulos,
Simon Mirren & David Wolstencroft

Producer: Ian Whitehead

Associate Producer: Aude Albano

Eine CANAL+ Création Originale

produziert von Capa Drama, Zodiak Fiction, Incendo
mit der Unterstützung des Centre National de la Cinématographie,
Telefilm Canada, der Région Ile de France, CMF, Sodec, Cavco
unter Mitwirkung der Stadt Versailles und von Schloss Versailles

Eine France-Canada Ko-Produktion
DISTRIBUTED BY ZODIAK RIGHTS
© CAPA DRAMA – ZODIAK FICTION & DOCS – INCENDO VERSAILLES
PRODUCTION INC. – CANAL + – 2015

VORWORT

DER TOD DER REGENTIN und Königsmutter Anna von Österreich am 20. Januar 1666 befreit den jungen Ludwig XIV. von den Gespenstern seiner Kindheit. Ein neues Kapitel in der Geschichte seiner Regentschaft wird aufgeschlagen: Der zum Mann gereifte junge König tritt aus dem Schatten seiner Mutter heraus und ergreift die Macht. Der Sonne gleich, die er zu seinem Emblem gewählt hat, überstrahlt er fortan seine Gegner und widmet sich kompromisslos seinen ehrgeizigen Plänen. Er träumt von einem modernen Frankreich mit der römisch-katholischen Kirche als einziger religiöser Instanz, einem Frankreich, das zur Hochburg der schönen Künste und Wissenschaften aufsteigt. Einem Frankreich des Überflusses, das Weltruhm erlangt und sich zu behaupten versteht.

Hinter den Kulissen ziehen die Minister unter Führung von Jean-Baptiste Colbert die Fäden, während Ludwig im Rampenlicht steht und sein Land mit allem ihm gebührenden Prunk repräsentiert. Der König hat die Befehlsgewalt in allen Domänen und versteht sich als Verkörperung des Staates. Schon kurz nach der Machtübernahme ist in allen Bereichen nur noch von Reformen und Expansion die Rede, bis zu den fernen Ozeanen, vom Karibischen Meer bis nach Indien, wo stolz die weiße Fahne mit dem Wappen des Sonnenkönigs gehisst wird. Reichtümer füllen die Staatskasse, und die Kunst erlebt einen ungeahnten Aufschwung – vor den Augen des völlig verdutzten alten Adels. Und während die

Staatskasse sich angesichts der maßlosen Ausgaben des Königs rasend schnell wieder leert und Colbert alle Mühe hat, einen Staatsbankrott zu verhindern, nimmt bald eine sehr konkrete Vision Gestalt an: der Traum von der Vormachtstellung Frankreichs.

Und so stellt Ludwig XIV. im Frühjahr 1667 seine ganze Macht unter Beweis, indem er vor den Augen ganz Europas 80.000 Mann mobilisiert, um in Flandern einzumarschieren und die spanischen Gebiete zu annektieren – als Ausgleich für die Mitgift Maria Theresias, die die spanische Krone ihm vorenthalten hat. Zum ersten Mal startet der junge König einen Feldzug gegen die eigene Familie. Die Festen der Spanischen Niederlande fallen eine nach der anderen. Die Marschälle jubeln, während den alten Monarchen angst und bange wird. Ludwig ist stolz auf seine ersten Triumphe, die er noch auf dem Schlachtfeld gebührend feiert.

Der Grundstein für die ruhmreiche Regentschaft des Sonnenkönigs ist damit gelegt, und auch in Versailles bahnen sich nachhaltige Veränderungen an: Die Arbeiten an den Seitenarmen des großen Kanals, die von eintausend Mann ausgehoben werden, lassen die Ausmaße des Palastes erahnen, der aus dem einstigen Jagdschloss entstehen soll. Ludwig XIV. träumt von prunkvollen Appartements für seinen Hofstaat, von imposanten Fassaden im Stil der Antike, von vergoldetem Zierrat und Böden aus Marmor. Und während noch die Gerüste stehen, kündigt sich bereits das nachhaltigste Werk von Ludwigs Regentschaft an. Wie ein Zauberer beherrscht er die Kunst der Verführung, sodass es ihm gelingt, allen Widerständen zum Trotz die Adligen des Landes durch großzügige Apanagen an sich zu binden. Das wahnwitzige Projekt Versailles wird zum Sinnbild der Macht des jungen Monarchen. Mit dem Umbau des Jagdschlusses zu einem Palast der Superlative endet die große Jugendliebe Ludwigs zu Louise de La Vallière, ehemalige Favoritin des Königs,

die man künftig nur noch mit dem ursprünglichen Backsteinschlösschen in Verbindung bringen wird. Sechs Jahre einer leidenschaftlichen Liaison gehen zu Ende, und Louise wird in die zweite Reihe verbannt, wo sie – als offizielle Mätresse des Königs – nur noch dazu dient, die Affäre des Königs mit Athénaïs de Montespan zu vertuschen, einer verheirateten, lebenshungrigen Frau von betörender Schönheit, die den König jeden Tag ein bisschen mehr umgarnt. Louise ihrerseits wird in den Stand einer Herzogin erhoben, eine Ehre, die bei Hof mehr als alles andere als sicheres Zeichen dafür gewertet wird, dass der König ihrer überdrüssig geworden ist.

Der König laviert, bestimmt, verkündet, befiehlt und fasziniert. Sein Schneid und seine Aura künden von einer geheimnisvollen Macht. Sein ganzes Umfeld scheint wie hypnotisiert zu sein von seinem despotischen Charme und seiner Virilität, einer Mischung aus Sinnlichkeit, Vergnügungssucht und Raffinesse, gepaart mit Scharfsinn und der Intelligenz eines Machiavelli. Mazarin hat Ludwig XIV. wirklich bestens auf seine Rolle an der Spitze des Landes vorbereitet. Der König zeigt sich mal für Schmeicheleien empfänglich und lässt diese im nächsten Moment wirkungslos an sich abprallen. Seinem dankbaren Publikum gegenüber gibt er sich verschlossen und geheimnisvoll. Er ist undurchschaubar, und das macht ihn für andere unberechenbar, sodass niemand außer den Bediensteten aus seinem engsten Umfeld von sich behaupten könnte, sein wahres Gesicht zu kennen.

Ludwig gilt den einen als unwiderstehlich und bezaubernd, während andere ihn als pervers, eigenwillig und manchmal sogar zerstörerisch empfinden. Sein Vertrauen schlägt bisweilen schlagartig in Misstrauen um, sodass seine Entourage sich niemals ganz sicher sein kann, nicht unvermittelt in Ungnade zu fallen. Aber trotz aller Exzesse, Leidenschaft, Extravaganz und Impulsivität bleibt er doch stets souverän und loyal. Ihm ist das tief

verwurzelte königliche Laster eigen, Menschen – Männer wie Frauen – an sich zu binden, sie derart zu vereinnahmen, dass es für sie kein Entrinnen mehr gibt. Wie viele Männer haben für ihn ihr Leben gegeben! Wie viele Frauen sind ihm in Hörigkeit verfallen und haben letztlich für sich keinen anderen Ausweg mehr gesehen, als ihr Seelenheil in einem Kloster zu suchen!

Dieser Mensch-König ist wie ein Löwen-König: Erhaben und nicht zu bändigen, lebt er ungezügelt seine Launen frei aus. Er ist berechnend, anspruchsvoll, jemand, der den Weg immer bis zum Ende geht, manchmal aber auch zu kleinlich und pedantisch. Und – wie könnte es anders sein? – er liebt die Eroberung. Das alles, weil es seiner Natur entspricht, zu besitzen und zu genießen, was ja auch vordergründig standesgemäß erscheint. Seine Machtstellung verdankt er nicht zuletzt seiner Taktik, andere in einem ersten Schritt zu provozieren, um sich anhand ihrer Reaktion ein Bild von ihnen zu machen. Er sondiert, indem er anderen auf die Füße tritt, bei Hofe wie in der Politik. Häufig aus reiner Kontrollsucht verschleiert Ludwig XIV. seine Absichten, da er fürchtet, sich sonst angreifbar zu machen, und verfolgt seine Ziele mit menschenverachtender Skrupellosigkeit. Er ist ein logisch denkender Stratege, aber auch leidenschaftlich, genussüchtig und manchmal unvernünftig wie ein unreifer Jüngling, wenn er ein neues Opfer auserkoren hat.

Sein neues Versailles ist ein Spiegel seiner selbst, ein prunkvoller Palast voller verschlossener Türen, verborgener Winkel und endloser Flure, ein Labyrinth der Leidenschaften. Hier regiert die Intrige, die die Menschen pervertiert – mit Zuckerbrot und Peitsche. Eine Scheinwelt aus Licht und Schatten, in der die königliche Entourage mit einem gewissen Maß an Masochismus ergeben eine Statistenrolle übernimmt, insgeheim aber hofft, eines Tages in den Kreis jener Auserwählten aufgenommen zu werden, die sich im Glanz der Macht sonnen.

Charles NelRey,
Kunsthistoriker

1

FRÜHJAHR 1667

SIE WAR WUNDERSCHÖN, sehr jung und zierlich, aber schon ganz Frau, mit üppigen Rundungen, die durch das dünne weiße Nachthemd schimmerten. Sie sprang ihm voran durch das Gras, warf über die Schulter einen Blick zurück, kicherte übermütig und zwinkerte ihm zu. Ludwig folgte ihr lachend, aber wie sehr er sich auch anstrebte, gelang es ihm doch nicht, ihren Vorsprung aufzuholen.

Sie lief in ein Labyrinth von Hecken gesäumter Wege, verschwand für einen Moment aus seinem Blickfeld, um gleich darauf wieder aufzutauchen, ihr anmutiger Körper vom Sonnenlicht geküsst. Sein Verlangen nach ihr war so übermächtig, dass jede Faser seines Körpers vor unerträglicher Anspannung schmerzte. Er musste sie haben. Sie in den Armen halten, sie liebkosen, sie spüren, sie besitzen.

Das Mädchen tänzelte durch einen Orangerhain und pflückte im Vorbeigehen eine reife Frucht von einem tief hängenden Ast. Dann drehte sie sich zu ihm um und lächelte. Es war offensichtlich, dass sie ihn ebenfalls begehrte.

Jenseits der Orangerie thronte auf der Kuppe eines Hügels im strahlenden Sonnenschein ein imposanter Palast von so atemberaubender Schönheit, dass er keines Geringeren als des Allmächtigen würdig gewesen wäre. Ludwig ging bei dem Anblick das Herz auf. Obgleich er den Palast noch nie zuvor gesehen hatte, war das prunkvolle

Bauwerk ein Teil seiner selbst. Es war sein Traum, sein Lebenswerk. Sein Zuhause.

Das Mädchen erreichte den Palast und verschwand durch einen Torbogen. Ludwig folgte ihr. Schlagartig wurde es still um ihn herum, und er war von undurchdringlicher Finsternis umgeben.

Er hielt inne, zögerte.

»Hast du Angst? Natürlich«, sagte eine vertraute Stimme. »Weil deine Mutter im Sterben liegt ... und die Welt in Flammen steht.«

Ludwig kannte diese Stimme. Sie gehörte seiner Mutter. Langsam wandte er sich um, und da lag sie in ihrem Sterbebett, bleich und schwach und dennoch auch in ihrer letzten Stunde die Verkörperung von Stolz und Macht. Ludwigs jüngerer Bruder kniete an ihrer Seite und umklammerte weinend ihre Hand.

»Wenn die Geschichte uns nämlich eines lehrt, dann ist es das: Königen widerfahren furchtbare Dinge. Du wurdest von Gott auserwählt ... von der Sonne gesegnet. Aber das, was wirklich zählt, besitzt du noch nicht ... die Macht.«

Ludwig stand nur da, starr vor Entsetzen.

Seine Mutter fuhr fort; ihre Stimme war ein Echo aus vergangenen Tagen: »Ohne Macht wirst du untergehen und mit dir ganz Frankreich. Denn ein König ohne Schloss, das seine Macht demonstriert, ist kein richtiger König. Du wirst stark sein müssen wie einhundert Mann. Um zu tun, was getan werden muss. Um uns aus der Finsternis zu führen, hinaus ins Licht.«

Reglos starrten sie einander an. Ludwigs Kehle war wie zugeschnürt, und er bekam keine Luft.

Dann tauchte das hübsche Mädchen lachend an der Seite seiner Mutter auf. Beide Frauen streckten die Hände nach ihm aus und winkten ihn zu sich. Zögernd ergriff Ludwig die Hand des Mädchens. Sie entzog sie ihm sofort wieder und lief erneut davon. Wieder folgte er ihr.

Sie rannten aus dem Dunkel hinaus, durch helle, prunkvoll dekorierte Räume, vorbei an Marmorstatuen, riesigen Porträts und vergoldetem Zierrat. Dann liefen sie einen prächtigen Flur hinunter mit unzähligen Spiegeln an den Wänden, die das Bild des Mädchens hundertfach zurückwarfen – eine entblößte Brust, eine Schulter weiß wie Porzellan, die gebogene Linie ihres makellosen Rückens. Sie ließ das Hemd an ihrem schlanken Leib hinabgleiten und schleuderte es mit einem Fuß achtlos beiseite. Splitternackt lief sie durch die Tür am anderen Ende des Korridors.

»Du träumst vom Paradies«, hörte er die warnende Stimme seiner Mutter hinter sich. »Aber du musst es dir selbst errichten und die ganze Welt wissen lassen: Ludwig der Große ist da.«

Als Ludwig das Zimmer erreichte, lag das Mädchen auf dem Bett mit den vier hoch aufragenden Pfosten, ein herausforderndes Lächeln auf den vollen Lippen. Langsam spreizte sie die wohlgeformten Schenkel.

Ludwig riss sich die Kleider vom Leib, stürzte zum Bett und bestieg das Mädchen. Mit animalischer Gier drang er kraftvoll in sie ein. Wieder und wieder.

Und wieder.

Als er sich in ihr ergoss, wachte er auf, die Kiefer fest zusammengepresst, beide Hände seitlich in die Laken gekrallt. Langsam drang die Wirklichkeit in sein Bewusstsein, und er nahm im dämmrigen Licht die vertrauten Umrisse seines Schlafgemachs wahr. Er fühlte den heißen, rasch abkühlenden Samen auf seinem nackten Bauch. Seine Brust war schweißnass, und das dunkle Haar umrahmte feucht sein aristokratisches Gesicht. Er rieb sich die brennenden Augen. Er wünschte, er wäre nicht aufgewacht.

Ein Sturm fegte über den königlichen Jagdsitz hinweg. Der Wind heulte, und kräftiger Regen prasselte gegen die Fenster. Ludwigs ergebener Kammerdiener Bontemps saß

still am Fußende des Bettes. Der Mann mittleren Alters schaute ihn an. Ein geduldiger Ausdruck lag auf dem freundlichen Gesicht.

Der Traum verblasste, aber eine Erinnerung hatte sich in Ludwigs Gedächtnis eingebrannt. »Sag dem Architekten Le Vau, dass ich ihn zu sprechen wünsche. Über Spiegel.«

Bontemps nickte nur.

Donnergrollen drang von draußen herein. Der Wind hielt kurz inne und schleuderte dann erneut Regen gegen die Fensterläden.

Ludwig wurde sich seiner Blöße bewusst und zog das Nachthemd herunter. »Wie geht es meiner Königin, Bontemps? Alle sagen, es wird ein Junge ...«

Irgendwo draußen zerbarst klirrend Glas. Über das Getöse des Sturms hinweg hörte Ludwig Pferde wiehern und Männer rufen. Kurz darauf näherten sich auf dem Flur polternde Schritte und erregte, zornige Stimmen. Jemand hämmerte an die Tür. Bontemps öffnete eilig. Schweizergardisten traten ein, und ein verängstigter Kurier folgte ihnen. Die Gardisten bezogen mit versteinerter Miene rechts und links des königlichen Bettes Position. Ludwig wich zurück. Das Herz schlug ihm bis zum Hals.

»Gardisten!«, rief Bontemps streng. »Was hat das zu bedeuten?«

»Ein Anschlag auf das Leben des Königs«, entgegnete einer der Männer.

»Von wem? Den Spaniern? Den Holländern?«

»Das wissen wir noch nicht. Fabien und seine Männer sind aber bereits ausgerückt, um die Verräter zu ergreifen.«

»Bontemps«, brachte Ludwig mühsam hervor. »Ich verlange auf der Stelle eine Erklärung!«

»Majestät«, entgegnete der Kammerdiener nervös. »Eure Leibwache muss Euch auf der Stelle in den Wachraum geleiten.« Der König trat ans Fenster, öffnete

die innen liegenden Fensterläden und blickte hinaus in den Sturm. Die königlichen Garderobiers machten Anstalten, dem König das Nachthemd auszuziehen, aber Ludwig stieß sie unwirsch zurück.

»Wer hat das befohlen?«, fragte er und trat drohend vor Bontemps.

»Weg vom Fenster!«, rief einer der Gardisten.

»Bontemps, ich kenne diese Männer nicht!«

Die Gardisten nahmen den König in ihre Mitte und drängten ihn gewaltsam vom Fenster weg. Ludwig versuchte, sich aus dem eisernen Griff der Männer zu winden. »Ich gehe nirgendwohin!«, protestierte er. »Und mein zweiter Sohn wird hier in Versailles zur Welt kommen. Solange ich atme, werde ich keine Furcht zeigen. Ich weigere mich zu fliehen!«

Aber die Leibwache schenkte seinen Worten keine Beachtung, und die Garderobiers walteten ihres Amtes. Hiernach drängte die Garde den König zügigen Schrittes aus seinem Schlafgemach und den dunklen Flur hinunter. Erschrockene Höflinge verneigten sich im blassen Kerzenschein vor ihrem vorbeihastenden König und seiner grimmigen Eskorte. Es gelang Ludwig, die Hände der Soldaten abzuschütteln, doch gegen den menschlichen Schutzschild vermochte er nichts auszurichten.

»Wo ist Philipp?«, rief er. »Wo ist er? Wo ist mein Bruder?«

Philipp, der jüngere Bruder des Königs, Duc d'Orléans, aber allgemein nur »Monsieur« genannt, verzog die Lippen und lächelte zu dem gut aussehenden Mann mit dem langen welligen Haar auf, der vor ihm in dem mit Samt bezogenen Sessel saß. Chevalier war nur mit einem weißen Hemd bekleidet, was Philipp den Zugang zu dem Objekt seiner Begierde zwischen den Schenkeln des Mannes erleichterte. Philipps Geschick mit Händen und Zunge verfehlte auch diesmal seine Wirkung nicht, sodass

Chevalier in seiner Wollust die Armlehnen des Sessels umklammerte, den Kopf weit zurückgebogen.

»Gott«, stöhnte Chevalier mit zusammengebißenen Zähnen, »du bist wirklich gut.«

Philipp lächelte. Natürlich war er das.

Er ließ sich nicht stören, als laut an die Tür geklopft wurde, warf nur einen kurzen Blick hinüber und widmete sich dann wieder seinem Gespielen. Als er sich vorbeugte, um damit fortzufahren, das steinharte, feucht glänzende Glied mit Lippen und Zunge zu liebkosen, klopfte es erneut, diesmal nachdrücklicher.

»Der König verlangt nach Euch!«, rief eine männliche Stimme durch die geschlossene Tür. »Monsieur?«

Chevalier machte ein finsternes Gesicht. »Wir haben dich schon beim ersten Mal gehört!«

Philipp klemmte sich eine dunkle Haarsträhne hinter das Ohr und blickte entschuldigend zu ihm auf, ehe er sich erhob und widerwillig zur Tür ging. Chevalier zupfte beiläufig am Schoß seines Hemdes und bedeckte seine Blöße, so gut es ging.

Philipp öffnete. »Dann ist das Kind auf der Welt?«

»Ihr sollt sofort kommen, Monsieur«, entgegnete der Lakai nur.

Philipp verdrehte die Augen und warf über die Schulter einen Blick auf Chevalier.

Der winkte mit einer schwer beringten Hand ab. »Ich lasse mir eine Kleinigkeit zu essen bringen.«

»Ich bin auch noch nicht satt«, erwiderte Philipp anzüglich. Er trat hinaus auf den Flur und zog die Tür hinter sich zu. Noch bevor er dazu kam, sich über die Störung zu beklagen, berichtete ihm der Lakai von dem geplanten Attentat auf den König.

Jeder Gedanke an das unterbrochene erotische Vergnügen war schlagartig vergessen. »Hat man die Männer gefasst?«

Der Lakai schüttelte den Kopf. »Noch nicht, Monsieur.«

Der Marktplatz von Versailles lag im Regen dunkel und verlassen da. Die Bewohner des Ortes schliefen noch. Fabien, Chef der königlichen Polizei, stand mitten auf der Straße und hielt vier unruhig tänzelnde Pferde am Zügel. Entschlossen und konzentriert kniff er die haselnussbraunen Augen zusammen. Er wartete, starrte suchend in die Dunkelheit. Ja, dachte er gleich darauf triumphierend. Da waren sie. Vier verhüllte Spanier hasteten verstohlen aus einer Gasse und wandten sich in Fabiens Richtung.

Der größte unter ihnen blieb abrupt stehen und starrte ihn an. Er nickte abrupt in Richtung des Geländers am Straßenrand, das dem Anbinden von Reit- und Kutschpferden diente. »Wo sind meine Pferde?«, rief er laut, um das Rauschen des Regens zu übertönen.

»Meint ihr diese hier?«, entgegnete Fabien. Er ließ die Zügel los, klatschte mit der Hand auf die Kruppen der Pferde, und alle vier Tiere gallopierten davon.

Wutentbrannt stapfte der Fremde durch den Schlamm auf ihn zu. Plötzlich traten zwei Dutzend Polizisten aus den umliegenden Seitenstraßen und kreisten die Spanier ein.

»Habt Ihr Euch verlaufen, meine Herren?«, fragte der Polizeichef spöttisch.

Der größte der vier Männer gab einen knurrenden Laut von sich. Die Lage war aussichtslos. Mit lautem Gebrüll zog er einen Karabiner mit abgesägtem Lauf unter dem Mantel hervor und machte Anstalten, sich auf Fabien zu stürzen, doch dazu kam es nicht. Noch bevor er auf der mit Schlaglöchern und Pfützen überzogenen Straße auch nur einen Schritt gemacht hatte, wurde er von Fabiens Männern mit Kugeln durchsiebt. Er ging zu Boden, und der Polizeichef drückte mit dem Fuß den Kopf des Spaniers in den Matsch. Nach einem letzten ebenso verzweifelten wie aussichtslosen Kampf tat er seinen letzten Atemzug. Seine drei Kumpane wirbelten herum und wollten fliehen, aber die Polizisten versperrten ihnen den Weg.

»Lasst die Waffen fallen!«, befahl Fabien.

Die Männer warfen ihre Karabiner auf den Boden und standen dann Rücken an Rücken da, so wie es Herdentiere tun, um sich vor Raubtieren zu schützen. Fabien näherte sich den Männern und begegnete dem Blick des jüngsten unter ihnen. Er war fast noch ein Kind. Er schenkte dem Knaben ein Lächeln, das so eisig wie der Regen war.

Ludwig schüttelte zornig die Hände der Gardisten ab, die Mühe hatten, mit ihm Schritt zu halten, als er zurück zu seinem Schlafgemach stürmte. Diese vielen Hände, die nach ihm griffen, die Leiber, die ihm den Weg versperrten. *Lasst mich in Frieden!*, schrie er in Gedanken. Noch mehr Gesichter, die ihn anstarrten und echte oder auch geheuchelte Sorge widerspiegeln.

Fort mit euch!

Als er endlich zurück in seinen Gemächern war, trat er ans Fenster und stützte sich auf die Fensterbank. Er atmete schwer. Die Glasraute vor ihm beschlug, sodass er sein Gesicht nicht sehen konnte. Bontemps, Gardisten und eine Handvoll Höflinge hinter ihm scharrten nervös mit den Füßen. Ludwig spürte ihre Blicke im Rücken – durchdringend, abwartend, fordernd.

Verswindet ...!

Dann hörte er eine vertraute Kinderstimme. Ganz leise. Aus weit zurückliegenden Tagen.

»Maman«, wimmerte der Junge. »Wohin gehen wir?«

Ludwig drehte den Kopf, doch anstelle der Männer, die unsicher an der Tür standen, sah er eine Vision seiner Mutter, Anna von Österreich. Sie befanden sich in einem prunkvollen Schlafgemach, und sie packte hastig Schmuckkästchen in eine große Truhe, während ihre Zofe eilig Kleider und Schuhe in eine zweite Truhe stopfte.

Mutter ...

»Wir verlassen Paris«, entgegnete Anna mit einem entschlossenen, angespannten Ausdruck auf dem blassen

Gesicht. »Für immer. Beeil dich!«

Der kleine Junge schniefte. »Ich habe Angst!«

Anna bedachte ihren Sohn mit einem strengen Blick.
»Könige weinen nicht. Was auch passiert.«

Könige weinen nicht ...

Ludwig schloss die Augen, atmete mehrmals tief durch und schlug die Augen wieder auf.

Die Vision war verschwunden. Statt ihrer sah er nun wieder Bontemps sowie die Gardisten und Höflinge an der Tür, die ihn schweigend musterten. Er richtete den Blick nach vorn auf den sintflutartigen Regen, der so unablässig vom Himmel prasselte, als beabsichtigte er, die ganze Welt zu ertränken.

Er hörte, wie die Tür aufschwang und jemand eintrat. Ludwig erkannte das Räuspern. »Philipp«, sagte er, ohne sich umzudrehen. »Sag du mir, was los ist.«

»Es wurde ein weiteres Komplott aufgedeckt«, entgegnete der Bruder des Königs. »Im Ort wurden vier Männer ergriffen, gedungene Mörder, die den Auftrag hatten, dich zu töten. Wir alle müssen Versailles sofort verlassen. Wir sind hier nicht sicher.«

»Ich allein entscheide, wohin ich gehe. Ich entscheide, was zu tun ist.« Ludwig nickte mit abgewandtem Kopf in Richtung der Gardisten und Höflinge. »Sie sollen verschwinden.«

»Lasst uns allein!«, befahl Philipp. Wortlos gingen die Schweizergardisten hinaus und ließen den König, seinen Bruder und seinen Diener allein zurück.

Ludwig wandte sich vom Fenster ab und trat an den Tisch in der Mitte des Raumes. Er stützte sich mit den weiß hervortretenden Knöcheln der geschlossenen Hände auf die Tischplatte und starrte versunken auf die Holzmaserung.

»Hattest du wieder diesen Traum?«, fragte Philipp.

Ludwigs Miene verfinsterte sich. Sein Bruder kannte ihn zu gut. »Du hast ihre Hand gehalten«, sagte er schließlich.

»Das hättest du auch tun können.«

»Diese Ehre wurde mir verwehrt! Meine eigene Mutter ...« Ludwig tigerte rastlos zwischen Tisch und Fenster auf und ab.

»Wer könnte dem König etwas verwehren?«, erwiderte Philipp trocken.

»Das wirst du nie begreifen! Es gibt Dinge, die über uns stehen.«

Philipp schüttelte den Kopf und machte Anstalten zu gehen, aber Bontemps hielt ihn mit erhobener Hand zurück. »Der König hat Euch noch nicht entlassen, Monsieur.«

»Mein lieber Bontemps«, entgegnete Philipp spöttisch. »Diesen Blick kenne ich nur zu gut. Jemand wird zu Schaden kommen, und ich würde es vorziehen, nicht dieser Jemand zu sein.«

Ludwig zeigte mit dem Finger auf seinen Bruder. »Sie wollen mich töten? Lasst sie nur kommen! Sollen sie es doch versuchen!«

»Du hast die Macht«, erwiderte Philipp. »Zweifle nicht daran.«

Ludwig wandte sich wieder dem Fenster zu. Sein Blick suchte durch Regen und Sturm die kaum wahrnehmbaren Umrisse des königlichen Forstes. Langsam verebbten seine Seelenqualen, als er sich die Bäume vorstellte, die Bäche, die ganze Schönheit der unberührten Natur dort draußen. »Die Hirsche in den Wäldern folgen seit Jahrhunderten denselben Pfaden«, murmelte er. »Instinktiv. Sie machen es einfach den Älteren nach. Hin und wieder geht eins der Tiere seiner eigenen Wege. Aber jene, die gegen den Strom schwimmen, gewinnen niemals. Und das aus gutem Grund. Würde man mir im Wald die Augen verbinden und mich hundert Mal um mich selbst drehen, ich würde blind zurückfinden. Es gibt dort keinen Pfad, der mir nicht vertraut wäre, keinen Baum, den ich nicht erklommen hätte. Das ist mein Revier, und dort jage ich.« Ludwig

blickte über die Schulter auf seinen Bruder. »Du darfst jetzt gehen«, sagte er freundlich.

Philipp und Bontemps tauschten einen besorgten Blick, während Ludwig wieder durch das Fenster starrte, an dem das Wasser in Strömen hinabrann.

Als wäre er seiner selbst müde, ließ der Regen endlich nach. In der kalten, durchweichenden Ortschaft von Versailles spiegelten sich die Fackeln von Fabiens Männern in den Pfützen, und der Schein der tanzenden Flammen tauchte die Gesichter in flackerndes Licht.

Die Gefangenen waren erbarmungslos verprügelt worden und hielten sich mühsam schwankend auf den Beinen, während einige der Polizisten ihre Kleider durchsuchten. Die Ausbeute war mager – nur ein paar Münzen und ein Jagdmesser mit gezackter Klinge. Dann entdeckte einer der Männer im Mantel eines der Gefangenen eine Schriftrolle, die er an Fabien weiterreichte.

Der Polizeichef hielt das Dokument in das gelbe Licht einer Fackel und sah, dass entlang der Ränder ein komplizierter Code sichtbar wurde. Eine verschlüsselte Botschaft, die aus einer Aneinanderreihung von Symbolen und Buchstaben bestand. Das war es, was er gesucht hatte.

Selbstzufrieden nickte er dem Polizisten mit dem Jagdmesser zu. »Sorgt dafür, dass sie nicht fliehen können!« Einer von Fabiens Männern holte mit dem Jagdmesser aus und durchtrennte die Achillessehnen der beiden älteren Gefangenen mit solcher Kraft, dass die Klinge die Füße fast vollständig abtrennte. Die Männer kippten um wie gefällt Bäume, und ihre gellenden Schreie hallten durch die Nacht. Der Knabe schloss die Augen und betete zu Gott.

Jean-Baptiste Colbert, der königliche Finanzminister, war ein pflichtbewusster Mann. Er saß in seinem Arbeitszimmer

in Versailles, kassierte Steuergelder und vermerkte die Summen ordentlich in einem ledergebundenen Buch. Der nicht mehr ganz junge Beamte hegte keinerlei Sympathie für seine Mitmenschen, erst recht nicht für jene, die ihm im Namen der Krone die eingetriebenen Steuergelder aushändigten, und doch war ihm bewusst, wie wichtig seine Arbeit war. Als er einen stinkenden Steuereintreiber ungeduldig fortwinkte, um sich dem nächsten in der Schlange zuzuwenden, platzte der königliche Kriegsminister Louvois herein, dicht gefolgt von Fabien und mehreren Wachen. Louvois scheuchte die Intendanten hinaus und schloss die Tür hinter ihnen.

»Wisst Ihr«, knurrte Louvois, »gestern bin ich noch unter einer Daunendecke aufgewacht mit Blick über fünf Meilen meines Landsitzes bis hinunter an den Fluss. Und hier nächtige ich in einer Besenkammer. Den Rest erledigen wir in Paris. In aller Ruhe und Sicherheit.« Zu den Wachen sagte er: »Jeweils vier Männer pro Truhe und dann raus damit und in die Kutschen!«

Colbert erhob sich hinter seinem Schreibtisch. »Was hat das zu bedeuten? Ich habe zu arbeiten!«

Fabien rieb an einem Blutspritzer auf seiner Jacke. »Ein Anschlag auf Seine Majestät wurde vereitelt. Wir haben die vier gedungenen Mörder gefasst.«

»Gut«, entgegnete Colbert knapp. »Sie wollten also unserer Kampagne mit einem einzigen Streich zuvorkommen?«

»Madrid ist nicht gerade glücklich über unseren Anspruch auf die Spanischen Niederlande. Die Niederländer im Übrigen ebenso wenig.«

Colbert nickte in Richtung der Truhen, die die Männer von seinem Schreibtisch hoben. »Vielleicht haben sie ja Glück. Mit diesen mickrigen Einnahmen lässt sich kein Krieg finanzieren. Noch nicht einmal ein Scharmützel.«

»Die Königin hat einen rechtmäßigen Anspruch auf die Niederlande«, entgegnete Fabien. »Man hat sie um ihre

Mitgift gebracht. Das haben sie nun davon.«

Louvois verschränkte die Arme vor der Brust. »Wir sind hier mitten in der Wildnis. Es gibt keinerlei Befestigungsanlagen. Nichts. Je eher wir nach Paris zurückkehren, desto besser.«

»Der König hat für heute Nachmittag einen Jagdausflug geplant«, bemerkte Fabien. »Ich glaube kaum, dass wir ...«

»Ich habe die Jagd auf einen späteren Zeitpunkt verlegt«, fiel Louvois ihm ins Wort. »Wir können uns in Fontainebleau treffen.«

»Aber Monsieur Bontemps wird sicherlich nicht ...«

»Ich denke, dass weder der König noch sein Kammerdiener sich der Gefahr bewusst sind. Im Übrigen hat er in dieser Angelegenheit nichts zu sagen. Die Minister, der Rat, wir alle müssen gemeinsam das Schiff steuern. Glaubt Ihr, das Land würde von nur einem einzelnen Mann regiert?«

Als Louvois gerade die Wachen mit den Geldtruhen hinausschickte, trat Bontemps mit sorgenvoller Miene ein.

»Bontemps, ist der König hierüber informiert?«, fragte Colbert. »Was sagt er dazu?«

»Ich ... weiß es nicht.«

Fabien neigte den Kopf zur Seite. »Und wo ist er?«

Der Kammerdiener des Königs zuckte mit den Schultern. »Er sagte, er würde herkommen.«

Fabien ballte die Hände zu Fäusten und schnaubte vernehmlich. »Wir müssen ihn suchen.«

Als Bontemps sich zum Gehen wandte, packte Fabien seinen Arm. »Aber diskret«, warnte er.

Das Trommeln der Hufe klang wie ein Herzschlag – rhythmisch und kraftvoll. Ludwig spürte das Zittern, das bei jedem Galoppsprung der Stute seinen ganzen Körper durchlief. Es fühlte sich an, als wäre er an diesem nebligen Morgen eins mit seinem Pferd. Frei ... Er beugte sich im Sattel vor und genoss den Wind auf seinem Gesicht, als sie

den Waldweg im königlichen Forst hinuntergaloppierten. Ja, Philipp würde ihn suchen. Ja, Bontemps würde sich Sorgen machen. Zweifellos hatte man längst einen Suchtrupp aufgestellt. Aber er hatte reichlich Vorsprung, und in diesem Augenblick verspürte er die Euphorie seiner Kindheitstage.

»Ha!«, rief er triumphierend dem Himmel entgegen.

In unvermindertem Tempo folgten Reiter und Pferd einer Wegbiegung. Ludwigs Umhang flatterte im Wind. Grasmücken, die auf dem Weg saßen, flogen erschrocken auf, als er heranpreschte.

Weiter vorn ragten die massigen Stämme steinalter Eichen vor Ludwig auf. Ihr dichtes Geäst war zu einem grünen Baldachin verwoben. Ludwig grub der Stute die Fersen in die Flanken und galoppierte in halsbrecherischem Tempo in den natürlichen Tunnel hinein. Er warf einen Blick auf das Blau, das hier und da durch das dunkle Grün schimmerte, und richtete den Blick gerade noch rechtzeitig wieder nach vorn, um sich unter einem tief hängenden Ast wegzuducken, der ihn sonst unsanft aus dem Sattel gerissen hätte. Er lachte übermütig über die Gefahr, der er so knapp entgangen war.

Und weiter ging die wilde Jagd.

Schließlich gelangten sie zu einem Bach, der an einer Lichtung entlangströmte. Ludwig lenkte das Pferd durch das Unterholz auf die Waldlichtung und sprang aus dem Sattel. Eine Weile stand er reglos da, überwältigt von der schlichten Schönheit der blassrosa Wildblumen inmitten des wogenden Grases. Er trat an das Ufer des leise dahinplätschernden Baches und kniete auf der feuchten Erde nieder. Eine Weile betrachtete er sein Antlitz, das sich in dem klaren Wasser spiegelte, ehe er aus der hohlen Hand trank und sich dann sein erhitztes Gesicht mit dem kühlen Nass benetzte.

Freiheit. Klarheit.

Unvermittelt schnaubte die Stute aufgeschreckt und galoppierte davon.

Ludwig sprang auf und fuhr herum.

Ein Wolf brach durch das Unterholz; er war mager, sehnig und ganz offensichtlich hungrig. Das Raubtier bleckte die Zähne und knurrte drohend. Trotz seiner Anspannung behielt Ludwig die Nerven und führte die Hand ganz langsam zu seinem Kurzschwert.

Ah, König des Waldes, dachte er. Du wagst es, den König von Frankreich herauszufordern?

Aus den Augenwinkeln sah er zwei weitere, nicht minder ausgezehnte hungrige Wölfe mit gesenktem Kopf und lauerndem Blick geduckt aus dem Dickicht schleichen. Ludwigs Hand schloss sich um den Schwertgriff. Er kniff die Augen zusammen. Er war bereit. Sollten sie nur kommen!

Ein Schrei zerriss die Stille. »Was um alles in der Welt tust du da?«, rief eine zornige Stimme. Ein Pferd kam schlitternd an seiner Seite zum Stehen. Das Gesicht des Reiters war vor Zorn gerötet.

Die Wölfe zuckten zurück und ergriffen die Flucht.

Philipp ließ sich aus dem Sattel gleiten. »Das hätte dein Tod sein können, Bruder!«

Ludwig ließ das Schwert los und zuckte mit den Schultern. »Möglich.«

»Möglich?« Philipp schüttelte den Kopf und musste wider Willen lächeln. »Manchmal übertriffst du dich wirklich selbst.«

Ludwig vergewisserte sich, dass die Wölfe auch tatsächlich fort waren, ehe er über die Schulter einen Blick auf seinen Bruder warf. Was für ein Moment! Nur sie beide, ganz allein. Eine seltene Gelegenheit, offen zu sprechen.

»Du und ich, wir waren noch nie so allein wie in diesem Augenblick«, sagte er. »Eine solche Gelegenheit wird sich so bald nicht wieder bieten, also hör mir gut zu. Ich werde dieses Land aus dem Dunkel führen, hinaus ins Licht. Ein

neues Frankreich wird das Licht der Welt erblicken, und dieser Palast wird seine Mutter sein.«

Philipp runzelte die Stirn. »Welcher Palast?«

Ludwig zeigte in Richtung Norden. »Jener.«

»Der Jagdsitz unseres Vaters?«

»Versailles.«

Weiter unten auf dem Weg erklangen Jagdhörner und das Gebell einer Hundemeute. Der Suchtrupp kam rasch näher.

»Wir beide hatten nie eine Wahl. Vielleicht hat die Vorsehung uns hergeführt. Wir müssen unser Schicksal selbst in die Hand nehmen. Hier und jetzt.«

Jagdhörner und Gebell schwollen an.

»Wenn sich große Veränderungen ankündigen, sind Feinde nicht weit«, fuhr Ludwig fort. Das werden wir schon bald am eigenen Leib erfahren. Ich muss nur eines wissen. Jetzt. Ohne Wenn und Aber. Kann ich mich auf dich verlassen, Bruder?«

Philipp atmete hörbar aus.

»Stehst du hinter mir?«

Philipp hielt Ludwigs durchdringendem Blick stand. »Tue ich das nicht gerade?«

Ludwig musterte ihn noch einen Moment eindringlich und nickte dann zufrieden. Er ergriff die Zügel des Pferdes, schwang sich in den Sattel und half dann Philipp hinauf. Beide Männer auf dem Rücken, trat das Pferd hinaus auf den Weg, als gerade der Suchtrupp um die Wegbiegung kam.

»Der König!«, rief einer der Soldaten, doch die Brüder ritten nur wortlos an den Männern vorbei. Fabien, Bontemps und Kriegsminister Louvois blickten ihnen schweigend hinterher. Schließlich wendeten die Soldaten ihre schaumbedeckten Rösser und folgten dem König und seinem Bruder.

Zurück in Versailles, nahm Ludwig auf einer Bank in einem Vorzimmer Platz, um die Stiefel auszuziehen.

Wachen und Höflinge, die sichtlich erleichtert waren, dass er wohlbehalten von seinem Alleingang zurückgekehrt war, beobachteten ihn.

»Ich bin hungrig«, sagte Ludwig knapp und ließ den ersten der beiden Stiefel polternd zu Boden fallen.

Louvois trat mit ineinander verschränkten Händen näher. »Hoheit«, begann er. »Gott sei Dank! Im Wald und in der Stadt lauert der Feind. Ihr müsst unverzüglich nach Paris aufbrechen.«

Der zweite Stiefel landete unsanft auf dem Steinboden. »Ich gehe nirgendwohin.«

Louvois zögerte. »Aber ... die Kriegsräte ... Die Herren Generäle erwarten Euch im Louvre.«

Ludwig erhob sich und blickte herausfordernd in die Runde. Inmitten der zahllosen Gesichter fielen ihm die markanten Züge des finsternen Adligen Montcourt auf. Ludwig vermochte nicht zu sagen, ob der Ausdruck auf seinem Gesicht als Missbilligung oder Belustigung zu deuten war. »Die Generäle sollen sich hierherbegeben«, fuhr der König fort und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf Louvois. »Holen wir den Krieg zu uns!«

Fabien fand wenig Gefallen an den einfachen Dingen des Lebens – umso mehr schätzte er Macht. Männer, die Macht besaßen, hatten diese in seinen Augen auch verdient. Macht ging mit Verantwortung einher. Und mit Privilegien.

Der jüngste der gescheiterten Meuchelmörder stand in der Mitte der schwach erleuchteten Zelle. Und wenngleich Draufgängertum häufig ein Attribut der Jugend war, galt dies auch für emotionale Schwächen.

Der barfüßige Knabe trug Fußketten. Er starrte vor Schmutz, Blut und Urin. Sein blasses Gesicht war unnatürlich verzerrt von der Anstrengung, sich die Furcht nicht anmerken zu lassen, und seine Arme zitterten unkontrolliert.

Auf einem Holztisch lag einer seiner älteren Komplizen. Er war nackt und atmete schnell und flach. Er war mit Lederriemen fixiert, sein schmutziger Leib schweißgebadet, und eines seiner Beine endete in einem blutigen Stumpf. Auf einem zweiten Tisch lagen die Folterinstrumente, die Fabien als die wirkungsvollsten erachtete: ein Hammer, verschiedene Klingen, eine Zange und einige weitere kleinere Werkzeuge, wie sie beispielsweise ein Bader benutzen mochte, um einen Patienten von seinen Zahnschmerzen zu befreien.

Fabien musterte den Knaben gleichgültig.

»Man wird dir einen Namen genannt haben«, sagte er fast beiläufig. »Euer Auftraggeber. Wie lautet sein Name?«

Unfähig, den Blick von dem gequälten Mann auf dem Tisch loszureißen, schüttelte der Junge den Kopf. Seine Augenlider zuckten vor panischem Entsetzen.

Fabien steuerte den Tisch mit den Instrumenten an.

»Den kannte nur ... nur Calderon!«, heulte der Knabe. »Er sagte, wir würden zu gegebener Zeit Bescheid bekommen.«

Fabien holte die Karte, die sie bei einem der Attentäter gefunden hatten, unter seinem Hemd hervor. Er zeigte auf den Code am oberen Rand. »Was bedeutet das?«

»Das sehe ich zum ersten Mal«, entgegnete sein Gegenüber leise.

Mit dieser Antwort hatte Fabien gerechnet. Der Knabe würde reden, allerdings bedurfte es noch der einen oder anderen Ermutigung.

Fabien wandte sich ab, griff nach Zange und Hammer und wog beides in den Händen, bevor er sich dem gefesselten Gefangenen auf dem Tisch näherte. Er ließ den Blick über den hageren Körper gleiten, als wöge er ab, mit welchem Körperteil er beginnen sollte. Schließlich holte er mit dem Hammer aus und ließ ihn auf das Schienbein des Mannes krachen. Der Knochen wurde zermalmt wie morsches Holz. Der Gefangene, der bis dahin halb

bewusstlos gewesen war, stieß einen unmenschlichen Schrei aus. Der Knabe wimmerte.

Der Polizeichef griff zur Zange. Geschickt setzte er das Instrument am Unterarm des gepeinigten Gefangenen an und drückte zu, bis auch dieser Knochen brach. Hiernach widmete er sich systematisch den einzelnen Fingern. Der Mann brüllte sich die Seele aus dem Leib, zerrte wie ein Wahnsinniger an den Lederriemen und flehte Gott an, sich seiner zu erbarmen. Fabien grinste nur. Er fühlte sich wie Gott und war keineswegs geneigt, Gnade vor Recht ergehen zu lassen. Der Knabe weinte. Rotz und Tränen strömten ihm über Wangen und Kinn.

Zehn Minuten später war der Gefolterte tot. Er war bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, und nur der Haarschopf oben auf dem Kopf verriet, dass der unförmige blutige Klumpen einmal ein Mensch gewesen war.

Fabien warf die Zange auf den Tisch und näherte sich dem schluchzenden Knaben. Er wischte sich die blutbesudelten Hände am Hemd des Jungen ab.

»Wenn ich wiederkomme«, sagte Fabien in beinahe väterlichem Tonfall, »will ich einen Namen.«

Henriette stieg aus dem Wasserbecken. Das Wasser rann an ihren alabasterfarbenen üppigen Brüsten herab, über ihren flachen Bauch und ihre weiblich runden Hüften. Sie fuhr sich mit den Fingern durch das lockige blonde Haar und schüttelte das Wasser heraus. Zwei Zofen traten herbei, hüllten sie in einen Morgenrock und folgten ihr dann zur Tür des prunkvollen Badehauses.

Schwimmbecken und Badehaus befanden sich inmitten eines gepflegten Gartens unterhalb des königlichen Jagdsitzes. Flankiert von ausgeputzten Bäumen und Sträuchern, boten sie Erfrischung, ein ausgesucht elegantes Ambiente und bei Bedarf auch etwas Privatsphäre. Als Henriette zum Schloss hinaufblickte, bemerkte sie jedoch, dass der hässliche einarmige Gärtner

Jacques zu ihr herübersah. Er stand mit seiner Pflanzkelle reglos inmitten der Hecken und starrte so lange in ihre Richtung, dass kein Zweifel daran bestand, dass er sie beobachtete. Hastig wandte sie den Blick ab.

Sie betrat das Badehaus und lief den Flur entlang zu ihrem Umkleideraum. Dabei folgten die Zofen ihr wie gehorsame Hunde auf dem Fuß. Sie war kaum über die Schwelle des Umkleideraums getreten, als die Tür mit einem lauten Knall hinter ihr ins Schloss fiel – vor der Nase der verdutzten Zofen.

Henriette bemerkte sogleich die verstreuten weißen Blütenblätter auf dem Fußboden. Sie nahm eines auf und hob es an die Lippen. Henriette schauderte, nicht vor Kälte, sondern vor freudiger Erregung. Ihr Puls beschleunigte sich, und sie verspürte ein unverkennbares wohliges Prickeln zwischen den Schenkeln.

»Ihr seht ganz verfroren aus«, sagte der Mann, der die Tür hinter ihr geschlossen hatte.

»Eigentlich ist mir eher warm«, entgegnete Henriette. Sie wandte sich ihrem König zu, wieder einmal überrascht davon, wie schnell sie sich angesichts seines durchdringenden Blickes, seines wallenden dunklen Haars und seiner schieren Männlichkeit ganz schwach fühlte und gleichzeitig unglaublich lebendig. Verliebt wie am ersten Tag.

Sie roch an der Blüte. »Tuberose.«

»Es ist Frühling«, entgegnete Ludwig. Er griff nach Henriette und zog sie fest an sich.

»Sieht ganz so aus«, sagte sie leise. Sie schüttelte den Morgenrock ab, der raschelnd zu Boden glitt.

Ludwig betrachtete ihren nackten Leib wie ein Maler das Bild eines großen Meisters. »Wie geht es Eurem Gatten?«

»Sprecht nicht von ihm, nicht jetzt.«

»Ich mag den Klang Eurer Stimme.«

»Ihr habt mir befohlen, ihn zu heiraten.«